

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 8

Artikel: Sascha
Autor: Hemberg, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

* Sascha. *

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Eugen Hemberg. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Friedr. v. Känel.

1. Ein Seitensprung.

Alexander, oder wie er gewöhnlich genannt wurde, „Sascha“ Glembizky war ein prächtiger Kamerad, lang und schlank, mit gewichsten Schnurrbartspitzen, das Haar à la Capoul frisiert, der erste am Trinktiſch, danſant, galant, ein hervorragender Schütze und unermüdlicher Jäger. So war er, der gute Sascha, der Typus eines echten russiſchen Kavallerieoffiziers. Der Vater, der gestrenge General, der im Kriegsministerium in St. Petersburg arbeitete, nannte ihn einen leichtſinnigen Verschwender und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Sascha zuweilen sich dieses Namens würdig machte; doch das Herz war gut und dies verſöhnte mit vielem.

Er trat früh in das Pagenkorps, bestand das Examen mit den besten Noten und wurde zum Offizier bei den Gardekürasſieren in St. Petersburg ernannt und war in ein paar Jahren zum Paruſchik oder ersten Leutnant vorgeſchritten. Da trat ein Wendepunkt im Leben des jungen Mannes ein und in dieſem wie in vielen tauſend andern Fällen wurde die Frage aufgeworfen: où est la femme? Und la femme zeigte sich in Geſtalt der bezaubernden franzöſiſchen Cocotte und Chansonette Irma, die damals im Demidoffiſchen Garten auſtrat, eine reizende Blondine mit kagenartig geſchmeidigen Bewegungen. Sascha verliebte sich in ſie bis über die Ohren und auch die blonde Irma fand Gefallen an dem ſtattlichen Offizier in ſeinem weißen Waffenrock, blanken Küras und dem glänzenden Helm mit dem Doppeladler. Und da der alte General dem einzigen Sohn eine hohe Apanage ausgeſetzt hatte und dieſer das Geld mit vollen Händen ausgab, ſo fand die ſchöne Irma für gut, ihre frühere Verbindung abzubrechen, ſich unter Saſchas Schutz zu ſtellen und in deſſen ſtattlicher Equipage täglich eine Koſjoppromenade auf dem Newſky-Proſpekt und der Großen Morſtaja zu unternehmen.

„Sascha, Saſchinka! Wie gut, daß du kommſt.“ rief die ſchöne Irma unter der Boudoirthüre, eingehüllt in die weiße Spitzenwolke ihrer Morgentoilette. „Weißt du, daß die lezten Pariſerzeitungen davon ſprechen, daß die herrliche Adeline Patti nach Paris zurückgekommen iſt und in wenigen Tagen in der großen Oper als Violetta in „la Traviata“ auftritt. O, ich möchte die große Diva ungeheuer gerne noch einmal in dieſer Partie hören — und du, lieber Saſcha, ſollſt mich nach Paris begleiten. Nicht wahr, Geliebter.“ ſagte ſie ſchmeichelnd und ſchlang die weißen Arme um ſeinen Hals.

„Unmöglich, mein Täubchen.“ antwortete der junge Mann, „der Garniſonsdienſt verlangt meine Anweſenheit und überdies erhält man zu einer Reiſe ins Ausland Urlaub nur nach vielen Formalitäten und von Allerhöchſter Seite.“

„Höre, welchen Plan ich entworfen habe, während ich auf dich wartete. Du verlangſt eine Woche Urlaub, um eine Geſchäftsreiſe auf das Landgut deines Vaters zu machen. Kannſt du einen ſolchen nicht binnen ein paar Tagen erhalten?“

„Ja, ohne Zweifel, aber . . .“
„Unterbrich mich nicht, ſondern höre nur weiter auf den guten Plan deiner kleinen Irma. Sobald du Urlaub erhalten haſt, reiſen wir direkt nach Paris, du natürlich in Civil. Laß mich ſehen: die Hin- und Herreiſe nimmt vier Tage in Anſpruch, es bleiben uns drei ganze Tage, um das Leben in dem ſchönen Paris zu genießen.“

A Paris

Mon ami

L'on y danſe et l'on y rit.“

Und ſie lehnte ihren blonden Kopf an ſeine Bruſt.
„Aber Irma, Irma, bedenke die Folgen dieſes Schrittes, zu dem du mir räiſt! Entdeckung . . . Skandal. Und überdies,“ ſetzte er hinzu, „weißt du wohl, daß es für eine Reiſe über die Grenze eines Paſſes für den Leutnant Alexander Glembizky bedarf. Schon mein Geſuch um einen Paß würde Argwohn erregen und unſichtbare Augen auf jeden meiner Schritte richten.“

„Sonſt nichts,“ flüſterte Irma und ihre Augen leuchteten mit Siegesgewiſſheit. „Dieſe Sache werde ich mit Hilfe einiger Freunde ins Reine bringen. Für hundert Rubel haſt du morgen

einen falſchen Paß, lautend auf eine „personnage en obscurité“. Geh' nun, mein Schatz, und beſorge dein Urlaubsgeſuch. Wir ſoupiieren heute Nacht zwölf Uhr im Restaurant Valkin.“ Und damit drückte ſie einen glühenden Kuß auf Saſchas Lippen und ſchob ihn ſanft zur Thüre hinaus.

„Gefangen,“ murmelte Saſcha. „Verteuſelte Weibchen, dieſe Franzöſinnen. Uebrigens iſt der Plan nicht übel ausgedacht. Eine Reiſe nach Paris in Geſellſchaft eines ſchönen Mädchens iſt pikant genug, und überdies hat die ganze Fahrt etwas Abenteuerliches, was ganz mit meinem Geſchmack übereinſtimmt.“

Und ſo geſchah es, daß die Herrſchaft ihre Pariſerreife antrat, glücklich die Paßviſierung in Eydtkuhnen überſtand und auf der weiteren Fahrt gegen Weſten bald freier atmete.

„Es iſt, wie ich immer geſagt habe,“ flüſterte Irma, „daß die Allianz zwiſchen dem ſtattlichen Ruſſen und der verſchlagenen Franzöſin, zwiſchen la forte Russie und la belle France einer Welt trogt!“

Und noch am gleichen Abend, als ſie in Paris angelangt waren und ſich ein wenig von der Reiſe erholt hatten, wurden ſie von einem Fiaker nach dem noch exiſtierenden Jardin Mabille geführt, deſſen Salons in einer Flut von elektriſchem Licht ſchwammen und aus deren Innerem die Töne der Muſik in die Nachbarschaft hinausdrangen.

Und bald ſchwebten ſie auf den Flügeln eines Walzers über den gebohnten Fußboden; er tanzte wie nie vorher, und ſie ruhte ſo federleicht in ſeinem Arm. Beide atmeten frei und leicht; ſie beſanden ſich ja in der Metropole des Vergnügens.

In einem Seitentabine erfrichteten ſie ſich mit in Eis gekühltem Champagner. Plötzlich ſprang Irma auf. „Restez ici,“ flüſterte ſie, „seulement quelques pas de cancan.“ Und ſie ſtürzte nach der Thüre, ergriff den Arm einer jungen ſinde-siècle-Figur, die ſie eine Weile unverwandt fixiert hatte und beſand ſich bald im Gewimmel des Tanzes.

„Irma,“ flüſterte der Unbekannte, „du hier; ſeit zwei Jahren von meinem Horizont verſchwunden. In welchem Weltteil haſt du die reichen Schätze deiner Liebe einzeln veräußert?“

„Du weißt, Raoul, daß die franzöſiſche Politik an der Verwirklichung des großen Zieles, der ruſſiſchen Allianz, arbeitet, und zwar ebenſo ſehr durch uns dames de cancan, als durch das Miniſterium des Aeußern und den Geſandten. Ich habe dieſe zwei Jahre ‚chez les ours‘ verbracht. Mais prenez garde il y en a un.“ Und ſie winkte leicht mit dem Fächer nach jener Ecke des Saales, wo ſie Saſcha entdeckte, der mit einem ſeltſamen Feuer in den Augen das tanzende und flüſternde Paar betrachtete.

„Anbetungswürdige Irma, du mußt mir ein Rendez-vous gewähren!“

„Ja, gewiß. Lieber Raoul! Demain à midi sous l'arc-de-triomphe.“

Und ſie ließ ſeinen Arm los, und indem ſie zu dem finſter blickenden Saſcha eilte, ſagte ſie mit ihrer weichen ſchmeichelnden Stimme: „qu'est-ce que c'est que ça; je crois, ma foi, que tu es jaloux.“

Er bog ſich vertraulich gegen ſie nieder, legte den Arm um ihren Leib und führte ſie mit eleganter Haltung, die groll gegen die ſelbſtgefällige Manier des Franzoſen abſtach, zum Tanze . . .

Am folgenden Tag betrachteten ſie die Sehenswürdigkeiten von Paris, aber um die Mittagszeit ſagte Irma plötzlich; „je dois absolument faire une visite chez ma tante.“ Und der gute Saſcha ſaß allein und wartend auf dem Boulevard, trank Abſinth und betrachtete das Volksleben.

Der Vorhang in der großen Oper hatte ſich nach dem dritten Akt von „la Traviata“ geſenkt und ſchallender Applaus das hinreiſende Spiel und den Gejang der Patti belohnt. Saſcha ſtand am Buffet in dem eleganten Foyer der Oper, als eine Stimme dicht hinter ihm rief: „Alexander Swanowitsch.“ — Wie von einer Natter geſtochen, wandte er ſich um, ohne unter den lachenden und plaudernden Gruppen die Perſon herausfinden zu können, von welcher die Worte herrührten.

„Sonderbar,“ murmelte er, „ſollte mich wohl jemand hier

in dieser Zivilkleidung wieder erkennen, oder gibt es etwa einen Landsmann gleichen Namens. Er wollte gerade den Foyer verlassen, um hinauf in die Loge zu der wartenden Irma zu gehen, als ein laut ausgesprochenes „Glembizskij“ ihn veranlaßte, sich umzuwenden. „Kein Zweifel mehr,“ dachte er, „ich bin von irgend einem dieser Spürhunde, von denen Rußland eine ganze Armee besitzt, entdeckt worden. Wird meine Anwesenheit hier rapportiert, so werden die hohen Vorgesetzten erfahren, daß ich meine Reise ohne Urlaub und mit falschem Paß gemacht habe, und dann bin ich unrettbar verloren.“

Nach der Rückkehr ins Hotel teilte er Irma den Vorfall im Foyer mit und erklärte seine bestimmte Absicht, am folgenden Morgen mit dem Kourierzug nach St. Petersburg abzureisen. Irma weinte und tobte, schmeichelte und schmollte. „Ich will noch einen Tag das schöne Paris genießen, will Frankreichs Erde treten und mich von la grande nation umgeben wissen. Ich will nicht zurück nach deinem kalten Lande. Ich bleibe hier!“

„Wie du willst!“

Und Sascha war diesmal unerbittlich, deshalb errang er auch den Sieg.

Nach abgelaufenem Urlaub meldete er sich wieder in der Kaserne zum Dienst. Auf dem Kasernenhof traf er nebst andern Kameraden den Adjutanten K., der freundlich grüßte: „Guten Tag, Sascha, willkommen wieder! Ich habe Ordre, Leutnant Alexander Glembizskij zu ersuchen, sich um zwölf Uhr beim Regimentschef einzufinden.“ Und Sascha stand in strammer Haltung vor dem Souschef des Regiments, General D.

„Geschäfte abgemacht?“

„Ja, General.“

„Lange Provinzreise?“

„Ja, General.“

„Alles in Ordnung auf dem Gute Ihres Vaters?“

„Ja, General.“

Der General erhob sich heftig und öffnete die Flügelthüren nach dem angrenzenden Raum. Und aus demselben trat Alexander Glembizskijs Vater, der gestrenge General im Kriegsministerium.

Sascha küßte den Boden unter seinen Füßen schwanken. General D. unterbrach das Schweigen und sagte mit gerunzelter Stirne: „Euer Vergehen gegen militärische und civile Geetze hat sich durch die Lüge vergrößert. Leutnant Alexander Glembizskij hat zu wählen zwischen Kriegsgericht und Streichung aus den Rollen der Armee, oder Eures Vaters wegen, einem sofortigen Abschiedsgesuch. Wählt!“

„Herr General,“ antwortete Sascha mit ersticker Stimme, „ich ersuche um den Abschied vom Regiment.“

„Wird bewilligt! Adieu!“

Vom Vater wurde er gleich darauf, nachdem sich der heftigste Zorn desselben gelegt hatte, als Intendant auf die großen in Weißrußland gelegenen Domänen gesandt. Und so wurde aus dem flotten Kürassieroffizier ein einfacher, gemütlicher Landjunker, der erklärte Günstling des ganzen Ortes und ein Jäger wie kein anderer. Die verführerische Irma, die Ursache der Veränderung seiner Laufbahn, sah er glücklicherweise nicht wieder.

2. Elenjagd mit Wolfsgeheul.

Eines klaren Wintertages war ich bei der Einientaxierung der Wälder auf einem großen, im Gouvernement Witebsk gelegenen Gut auf ein prächtiges Glen mit seltsam großen, schaufelförmigen Gehörnansätzen gestoßen. Ich beschloß, demselben zu folgen, um wenn möglich zum Schuß zu kommen, und überließ das Abstecken der Linie nebst dem Anshau meinem Quartiermeister mit seinen Leuten. Ich war schon ziemlich befaunt in diesem Gebiet und kannte die große Moorstrecke, die sich in südlicher Richtung nach den Ginödwäldern ausdehnte, es war höchst wahrscheinlich, daß das Glen sich den waldbewachsenen Strecken längs des Moores nach flüchten würde. Mit schußberetem Stuzer und auf guten Rajanaski folgte ich der Fährte, die sich vom Föhrenbestand direkt hinab nach dem Moor zog.

Das Glen hatte indessen über dasselbe gewechselt, denn hier war es nur ein paar hundert Meter breit, erweiterte sich aber gegen Süden bedeutend und hatte stellenweise eine Breite von mehreren hundert Metern.

Als ich auf der entgegengesetzten Moorstrecke zahlreiche frische Spuren anderer Elentiere entdeckte, wurde ich, um jede Verwechslung zu vermeiden, genötigt, ein äußerst genaues Längen-

und Breitenmaß von der Spur des verfolgten Glens zu nehmen, ebenso von seinen Schrittängen. Ich konnte dadurch nicht bloß konstatieren, daß seine Spuren größer und seine Schritte weiter waren, als diejenigen der andern Elentiere und daß es ein großer Kapitalbock sein mußte, sondern hatte auch Gelegenheit, bei der fortgesetzten Verfolgung seine Spur wieder zu erkennen und festzuhalten, mochte es nun allein oder in Gesellschaft anderer Verwandten streifen.

Um nicht bei der Verfolgung über das unwegsame Terrain unnötig Zeit zu verlieren, beschloß ich, eine ausgedehnte Umgehung der Strecke vorzunehmen, brach deshalb wieder gegen das Moor aus, dessen Grenze ich in südlicher Richtung folgte, stets in der Hoffnung, das Glen im niedrigen Unterholz der Strecke zum Vorschein kommen zu sehen und zum Schuß gelangen zu können.

Obgleich sich eine Menge frischer Glensspuren kreuz und quer über das Meer zogen, so konnte ich doch konstatieren, daß keine derselben von meinem Glen herrührte, das also nicht von dieser Seite ausgewechselt hatte. Nach einem Rennen von ein paar Werst durchbrach ich die Moorzunge, betrat festen Boden, und hier mit schönem geschlossenen Hochwald von Föhren und Tannen bewachsen war und setzte die Umgehung in einem weiten Bogen gegen Norden fort. Schon näherte ich mich wieder der Moorstrecke, ohne Neben Spuren gefunden zu haben, als ich plötzlich auf fünfzig Schritte Entfernung den verspürten Bock in Gesellschaft zweier Ricken bemerkte. Beim Anknacken des Rahms und Anschlag des Stuzers setzten die Tiere davon, ein schüzendes Reißigtännchen verhinderte schnelles Zielen; zwischen ein paar großen Bäumen traf die Kugel ihr Opfer mit gedämpftem Knall, der Schuß echoete weit in der Gegend umher und im nächsten Augenblick waren die Elentiere verschwunden.

Ich lud meinen Stuzer wieder. Bei der Untersuchung des Schußplatzes zeigten eine Menge auf der Schneedecke zerstreuter, abgeschossener Haare, daß der Schuß saß; die Lage der Kugel im Körper konnte aber nicht bestimmt werden. Nachdem ich eine Weile die Spur verfolgt hatte, entdeckte ich Schweiß auf dem Schnee; etwas weiter entfernt hatte das getroffene Elentier sich von seinen Begleitern getrennt und die Flucht nach einer gegen Süden auslaufenden Thalsenkung genommen. Nach und nach wurden die Schweißspuren größer, und auf Plätzen, wo das Glen einen Augenblick stehen geblieben war, war der Schnee ganz rot. Teils infolge der Farbe des Schweißes, teils infolge der Lage der Flecken konnte ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Kugel in den Bauch gedrungen war und dabei wahrscheinlich die Eingeweide zerrissen hatte. Der Schuß saß zwar schlecht, war aber doch absolut tödlich. Die Verfolgung hätte nun eigentlich nach Waidmannsregel auf den folgenden Tag verschoben werden sollen, nachdem das Wundfieber eingetreten und das wunde Tier mit Leichtigkeit in seinem Lager oder beim Aufspringen aus demselben abgeschossen werden konnte. Aber in Anbetracht der zahlreichen Wölfe in diesem Gebiet war es nötig, das angeschossene Glen noch gleichen Tages wenn möglich abzuschießen und heimzuführen, weil es andernfalls unzweifelhaft während der Nacht von raubhungrigen Wölfen angefallen und zerrissen werden konnte.

Ich setzte also die Verfolgung fort, in der Hoffnung, zum Schuß zu kommen.

Im Anfang führte die Fährte geradeaus, begann aber nach einigen Werst engere Windungen zu beschreiben. Ich machte meinerseits immer enger werdende Umgehungen und hatte mein Wild ein paar Mal, obwohl in weiter Entfernung, in Sicht. Seine Kräfte nahmen sichtlich ab; im Anfang hatte es einen raschen Trab eingeschlagen, jetzt zeigten sich Schrittverkürzungen, besonders Gangschritt, außer in den Fällen, in denen sein Gehör das Geräusch des Verfolgers aufgefangen hatte, wobei es dann auf eine kurze Strecke wieder in Trab gefallen war. Die mittlere Entfernung zwischen dem Glen und mir blieb indessen ziemlich konstant und überstieg kaum dreihundert Schritte. Trotzdem hatte es sich mehrmals in den Schnee gelegt, um auszuruhen. Der kurze Wintertag war unterdessen weit vorgerückt und schon begann eine eisige Kälte einzutreten, welche die Schweißspuren in der Glenfährte gefrieren machte, wodurch dieselben fast vollständig aufhörten.

Ich hatte mich bei diesen wiederholten Windungen und Umgehungen fast vollständig in der Ginöde verirrt und war überdies aus Mangel an Feuerzeug oder Zündhölzern ganz außerstande im Wald zu übernachten. Meine leichte Skiläufertracht war ebenfalls unzureichend, um der nächtlichen Winter-

kälte Rußlands zu trogen und ohne ein schützendes Kohlenfeuer war es nicht rätlich, die Winternacht unter streifenden, hung- rigen Wolfsrudeln zu verbringen.

Die Verfolgung hatte mich auf eine kupperte, magere Sand- strecke geführt, die mit dünnem Hochwald von astreichen, knor- rigen Fichtenstämmen bewachsen war. Hier hatte sich das Glen zwischen den Waldhügeln hindurch gewunden und es war mög- lich, daß ich durch eine abgefürzte Umgehung zum Schuß kommen konnte.

Bei einer solchen umgehenden Bewegung der fahlen Kuppe eines Sandhügels entlang, entdeckte ich plötzlich in einiger Ent- fernung einen jungen Jäger, der auf sein Gewehr gestützt, mich unverwandt betrachtete. Er trug den russischen Leibpelzrock mit den schönen Stickereien von vielfarbigen Saffianschnüren, den Kopf zierte die polnische Nationalmütze und die Füße steckten in hohen Stiefeln mit einer Art bootförmiger, dünner Schneeschuhe.

Nach ausgetauschtem Gruß sagte er: „Alexander Zwanow- witsch Glembizky, Jagdamateur u. s. w., zu Ihren Diensten, mein Herr!“

Und ich nannte meinen Namen und gab eine Erklärung über die Situation ab.

„Ah“, rief er aus, „ein Schwede! Es ist lange her, seit schwedische Kugeln in diesen polnischen, wollte sagen russischen Wäldern gepiffen haben. Versteufelte Kerle, diese de la Gardiers, Löwenhäupts, Steinbocks und Horns, nicht zu reden von dem großen Korporal Karl selber.

„Aber wo sitzt die Kugel?“

„ linker Bauchschuß.“

„Ah, Waidwund; schlechter Schuß! Indessen muß das Glen schon heute abgeschossen werden; denn wittert nur ein einziger von den nächtlich herumstreifenden Wolfsrudeln die Schweiß- fährte, so versammelt er durch ein eigentümliches gebeltes Geheul binnen kurzer Zeit eine Schar von Verwandten, die kurzen Prozeß mit dem Glen machen. Und wenn die Sonne aufgeht, ist reiner Fisch gemacht.“

Ich machte ihm nun den Vorschlag, sich auf den Anstand in einer jener Senkungen zu begeben, an denen entlang sich das Reh schon ein paar Mal hingewunden hatte. Ich selbst wollte mit meinem bequemen Beförderungsmittel die Fährte verfolgen. Wechselte das Glen in ein anderes Gebiet hinüber, so wollte ich ihn durch ein Pfeisensignal zurückrufen.

Wir trennten uns und ich folgte wieder der Fährte. Nach langer Zickzackwanderung zwischen den Hügeln und über Sand- haiden entdeckte ich eine Spur im Schnee und wenige Schritte davon eine andere, in welcher das Glen augenscheinlich längere Zeit geruht hatte. Die Fährte, die nun eine Anhöhe hinauf- führte, bewies, daß das Glen öfters stehen geblieben war, wodurch die Schrittlängen auffallend kurz erschienen — ein Zeugnis von der zunehmenden Erschöpfung des Tieres.

Ich löste nun meine Schneeschuhe von den Füßen und wartete so lautlos als möglich im Schnee und mit schußbereitem Gewehr nach der Höhe. Nach etwa zehn Minuten langer Wan- derung, wobei die Fährte wiederholt Wendungen und Kreise beschrieb, entdeckte ich droben auf der Höhe die graue Masse des Glens auf dem weißen Schnee. Es lag und steckte die Schnauze in den Schnee. Ermattet wie es war, hatte es die Fähigkeit seiner Sinne augenscheinlich teilweise eingebüßt. Weder sein Gehör noch sein Gesicht verriet ihm meine Nähe. Ich rückte ihm noch einige Schritte näher, zielte bei dem späten und ungünstigen Tageslicht scharf auf den obern Teil des Halses, diesen im Augenblick einzigen wirklich verwundbaren Punkt am Körper des Glens und feuerte ab. Bei dem Schuß erhob sich das gewaltige Tier, taumelte einige Schritte vor- wärts und stürzte mit dumpfem Geräusch zu Boden.

Ich eilte hinzu und öffnete ihm die Pulsadern mit meinem langen Jagdmesser.

„Gurra!“ rief Alexander Zwanowitsch, als er sich mühsam die Höhe herauf gearbeitet hatte, „ein Halsschuß, der den Wirbel zerschmettert hat, sehen Sie, das nenne ich einen Meisterschuß, der den Waidwundschuß wieder gut macht. Es war wirklich höchste Zeit, denn in einer Viertelstunde würden Sie es nicht mehr auf das Korn nehmen gekonnt haben. Aber was nun? Sie befinden sich ja sieben Werst von Ihrer Wohnung entfernt und drei von Minowa, wo ich residiere.

„Die edle Kunst des Skilaufens ist mir unbekannt und vergebens würde ich versuchen, mich auf Ihren Bündhölzern fortzuschaffen. Ich mache deshalb den Vorschlag, daß Sie nach

meiner Anweisung nach Minowa skilaufen und dem Verwalter sagen, daß er einen flachen Schlitten sogleich herenden solle, um das Glen abzuholen. Ich werde unterdessen das Wolfs- rudel im Zaun halten. Aber vergessen Sie nicht,“ fügte er hinzu, „scharfgeladenen Stuger! Sparen Sie die Schüsse nicht, wenn Sie die Wölfe heulen hören.“

Ich schnürte wieder meine Ski an die Füße und schob mich mit dem Skistab schnell vorwärts, es galt den ange- wiesenen Weg zu finden und dann demselben bis zum Gute zu folgen. Die Schatten waren jetzt dunkel zwischen den Bäumen und die Sterne begannen nach und nach zu funkeln.

Ich dachte nicht an den freundlichen Rufen, der da in Kälte, Einsamkeit und Finsternis bei einem Kadaver Wache halten wollte, der unzweifelhaft streifende Wölfe anlocken würde.

Ich dachte an meine eigene Lage, falls ich mich verirren und den angewiesenen Weg nicht finden sollte.

Die Nacht war nun vollständig eingetreten, eine eifige russische Winternacht mit tiefblauem Himmel und funkelnden Sternen. Ich rückte rasch vorwärts, alle meine Sinne waren angepannt, die Büchse hing scharf geladen am Rücken und das Jagdmesser zum Gebrauch bereit am Gürtel. Aber welche eine Ewigkeit dauerte es, bis ich den angewiesenen Weg fand; sollte ich wohl vom rechten Kurs abgewichen sein? . . .

Da ließ sich plötzlich gerade voraus ein heiseres Wolfs- geheul hören, das sogleich von verschiedenen Seiten in der nächsten Umgegend beantwortet wurde.

Nach minutenlangem, lautlosem Schweigen stimmte der gleiche Wolf wieder sein Geheul an, das in ähnlicher Weise von zahlreichen Stimmen wiederholt wurde.

Der Anweisung gemäß sollte ich nun das Moor kreuzen, das sich vor mir ausdehnte, wobei mich die Wölfe entdecken mußten, die den Rändern des Moores entlang streiften oder sich nach und nach dort versammelten.

Vorwärts, tönte es in mir, jede Zögerung kann gefährlich werden; irrst du dich im Weg, dann hat deine Stunde ge- schlagen.

Mit dem Messer in der linken und dem Skistab in der rechten Hand eilte ich rasch über das Moor nach jener Seite, woher das Wolfsgeheul drang. Obwohl ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte und trotz den Anstrengungen während des ganzen Tages, fühlte ich meine Kräfte eher zu- als abnehmen. Die Muskeln der Beine spannten sich und der Arm stieß den Skistab mit Kraft in den Schnee, wodurch ich schnell über das Schneefeld des ebenen Moores glitt.

Ich hatte nun Wölfe sowohl vor mir, als im Rücken und auf den Seiten.

Ein grimmiges Geheul von einem Trupp Wölfe auf meiner rechten Seite verkündete, daß sie sich näherten.

Ich blieb einen Augenblick stehen, riß den Stuger von den Schultern und feuerte in der Richtung des Geheuls. Ge- blendet von dem Feuerchein fand ich mich von intensivem Dunkel umgeben und mußte einige Minuten warten, bis sich die Augen wieder an die Dämmerung gewöhnt hatten.

Am Ende des Moores fand ich nach einigem Suchen den beschriebenen Weg nach Minowa. Die Bäume standen wie dunkle Koulißen auf beiden Seiten des schmalen Waldweges, der dunkel war, fast undurchdringlich, und jeden Augenblick erwartete ich ein paar grünlich glänzende Augen aufzutauchen zu sehen oder einen Angriff im Rücken. Noch einmal war ich genötigt, meine Büchse abzufeuern gegen die von hinten heran- nahenden Wölfe.

Schließlich erweiterte sich die Aussicht, der Wald löste sich in zerstreute Baumgruppen auf und bald hoben sich die dunklen Umrisse von dem sternbesäeten Himmel ab.

„Führen Sie mich zu dem Uprarvitel,“ rief ich einem vor- übereilenden Laternentragenden dienstbaren Geist zu.

Das Mädchen betrachtete mit Erstaunen meine schnee- bedeckte Gestalt und vielleicht auch das in der linken Hand funkelnde Messer.

„Hospodi!“ schrie sie und eilte durch eine Thüre hinein. Bald steckte ein härtiger Russe in rotem Hemd vorsichtig den Kopf zur Thüre heraus.

„Sind Sie der Verwalter?“ fragte ich.

„Ja wohl, aber wer sind Sie selbst?“ fragte er spöttisch. „Ich komme mit einer Botschaft von Ihrem Herrn, Alexan- der Zwanowitsch, der sich in Gefahr befindet.“ Und mit wenigen Worten erklärte ich die Lage.

Jetzt sprach er in einem andern Ton. „Ach, Barin,“ sagte

er unter einer tiefen Verbeugung; „entschuldigen Sie, treten Sie gütigst ein, Euer Gnaden, und wärmen Sie sich. Sie sind selbst einer großen Gefahr entgangen. Möchte der Teufel dieses Wolfsgefindel nehmen. Es soll alles vorbereitet werden.“

Und nachdem er Stiefel und Reitpelz angezogen hatte, stürmte er hinaus. Bald sah man Laternen und flackernde Lichter greuz und quer über den Hof eilen. Ein Dreigespann mit klingender Kummelhogenglocke und vor einen langen, flachen Schlitten gespannt, fuhr auf den Platz. Auf den Schlitten wurden Theerfackeln, Stricke u. s. w. geladen, scharfgeladene Büchsen zur Stelle gebracht und nachdem ich mir einen Pelzrock geliehen hatte, sprang ich mit dem Verwalter und drei Dienern auf den Schlitten. Die Fackeln wurden angezündet und in schwindelnder Eile ging es den Waldweg hinab.

„Büchsen leisten gute Dienste, aber noch bessere die Fackeln, an diese wagen sich die Wölfe nicht heran.“ „Ja, heult nur,

Wieder knallte ein Schuß und jetzt ganz nahe und wieder antworteten wir mit einer Salve.

Wir verließen nun den gewundenen Holzweg und fuhren vorsichtig zwischen den Baumstämmen einer Senkung entlang nach dem hohen Sandrücken, auf dessen Höhe Alexander Swanowitz das geschossene Glen bewachte.

„Hallo, Maltschiki!“ ertönte seine Stimme, und mit frisch angezündeten Fackeln kletterten wir den Hügel hinauf. Hier stand Sascha lächelnd auf seinem Posten bei dem Glen neben welchem ein schwaches Feuer von dürren Nesten flackerte. Und indem er mich umarmte, sagte er: „Dank für den schnell ausgeführten Auftrag. Die Abgrundsgeister fielen mich von allen Seiten an; meine Kugelpatronen sind alle verschossen. Freut mich doch am meisten, daß Sie, Eugenii Fedorowitsch, den Zähnen dieser Bestien entgangen sind. Nun rasch das Glen auf den Schlitten und dann zurück nach Mlinova; mich friert



Am Brunnen von Rocca Cevi. Gemälde von Ernst Stiickelberg, Basel (1874).
Im Besitze des Malers Gm. de Bury in Venedig.

ihr mafurischen Teufel,“ setzte er hinzu, „die Mlinowajungen werden euch fernzuhalten wissen!“

Meine Spur vom Moor herauf war bald gefunden und derselben folgend, lenkte der Fahrer die galoppierenden und pufenden Pferde quer über das Moor. Auf der entgegengesetzten Seite angekommen, folgten wir dem Rand eine längere Strecke, feuerten dann in einen Hohlweg hinein und fuhren durch eine kahle Thalsenkung, wo wir bei Fackelschein meine Skispur fanden. Darauf fuhren wir einen schneebedeckten Wald- oder Holzweg dahin, der nach der Sandhaide führte.

Plötzlich echoete ein Schuß in der Umgegend. Wir beantworteten denselben, indem wir unsere Gewehre abfeuerten.

„Vorwärts, Jantschik,“ schrie der Verwalter; „Alexander Swanowitz wird von den Wölfen belagert; aber ich kenne den Jungen, er hat sich schon aus einer schlimmeren Klemme gerettet!“

Die Pferde stürmten vorwärts, so daß wir uns nur mit Mühe auf dem flachen, rahmenlosen Schlitten festhalten konnten.

wie einen Sibirier. Verwalter! Lassen Sie nach der Heimkehr den Wodka in Strömen durch die Kehlen unserer tapfern Jungen hinabfließen. Und nun rasch zugegriffen!“

Bald war das Glen unter vereinten Anstrengungen den Hügel herabgeschleppt und auf den Schlitten geladen, worauf wir die Rückfahrt antraten.

Mit Fackeln in den Händen gingen wir hinter dem Schlitten her und ich hatte dabei Gelegenheit, die zahlreichen frischen Wolfsspuren zu betrachten, die nach allen Richtungen unsern Weg kreuzten.

Nach der Ankunft in Mlinova wurde ein ersehntes Souper serviert und trotz der Mühen des Tages saßen wir bis in die Nacht hinein in vertraulichem Gespräch neben dem dampfenden Samowar. Sascha und ich waren gute Freunde geworden nach unserer ersten gemeinsamen Jagd mit allen ihren Abenteuern...

„Ich liebe die Sonne,“ sagte er, „und wandere gerne den anstrengenden Jagdpsad an warmen Sommer- oder frostigen Wintertagen. Aber ich verabscheue die Nacht im düstern Walde oder auf wilder Steppe.“

„Und doch,“ wiederholte ich, „besitzt das Nachtlager im Walde auch seine Annehmlichkeiten. Wie oft ist es nicht das Los des Jägers, im öden Walde sein einsames Nachtlager zu bereiten und den Hund als Kopfkissen zu benutzen?“

Chacun à son goût,“ sagte er; „ich habe auch den meinigen, der in manchem von demjenigen Anderer abweicht. Sie haben heute Abend meine einfache Lebensgeschichte vernommen, wir sind unter eigentümlichen Verhältnissen zusammengetroffen und beide von diesen verdammten Wölfen bedroht worden. Wir werden uns noch oft treffen und gemeinsam gegen die Tiere des Waldes zu Felde ziehen. Sie müssen mich ganz und gar kennen lernen, nicht bloß als Jäger, sondern auch als Mensch. Hören Sie meine Lebensphilosophie:

Ohne Schatten — keine Lichter,
Ohne Winter — niemals Lenz;

Ohne Feigheit — nie Vorbeeren,
Ohne Frost — kein warmer Hauch.
Ohne Sterben — niemals Leben,
Ohne Hütte — auch kein Schloß.
Ohne Leiden — keinen Trost,
Ohn' Gezehe — kein Verbrechen;
Ohne Sturm — nie Ruhe herrscht.
Ohne Nächte — keine Tage
Ohne Schmerzen — kein Gefunden,
Ohne Grobheit — keine Feinheit,
Ohne Thäler — niemals Hügel
Ohne Wildnis — keine Auen,
Ohne Sorgen — kein Vergnügen,
Ohne Sünde — niemals Tugend.

(Fortsetzung folgt).

Die Lachmöven auf dem Ratzersfeld.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von Albert Graf, Zürich.

Ein trüber Novembertag hatte sich mühsam aus den Armen der nicht endenwollenden Nacht losgerungen. Grauschwarze Wolkenhaufen, die von einem wilden West gepfeift, thalauwärts jagten, hingens tief ins Thal. Kalt und frostig war die Luft, und ein feiner Sprühregen schlug heißend ins Gesicht, als wären die kristall'nen Tröpfchen all zu Eis erstarrt.

„Graufiges Wetter! Die nächsten Tage bringen Schnee, gestern sind seine Vorboten, die Schneevögel, im Juch und an der Limmat erschienen,“ rief Nachbar Matthias mit einem freundlichen „Guten Tag“ zu mir herüber. „Die Schneevögel? Von dieser Vogelart habe ich noch gar nichts gehört, wie sieht sie aus?“ warf ich fragend und halb zweifelnd ein. „Natürlich, Sie sind ja erst seit Frühjahr hier, Sie können diese ja noch gar nicht kennen,“ fügte er erklärend bei, „jedes Jahr, so einige Tage vor dem ersten Schnee tauchen sie plötzlich im Thale auf und so sicher als zwei mal zwei vier sind, folgt dieser ihnen auf dem Fuße nach.“

Vögel, die in der Wetterprophezeiung mit dem berühmten Falb sich messen konnten, waren mir ein Rätsel. Ich brannte vor Begierde, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, kaum mochte ich den ersten Glockenschlag erwarten. Sofort machte ich mich nach ihnen auf die Suche. Soweit aber das bewaffnete Auge reichte, nirgends fing es etwas Fremdes auf, durchs ganze Juch wohl Krähen, aber keinen einzigen der wetterkundigen Fremdlinge.

Noch was sind das für weiße Vögel dort oben unterhalb der Badenerstraße auf dem frischumgebrochenen Acker? Eine Gärtnerei soll dort erstehen. Am Ende ein Flug weißer Tauben! Sie fliegen auf, ein Wagen rollt thalwärts. Na, diese schneeigen Gestalten! Wie Niesenfloken wirbeln sie toll durcheinander! Diese langen, scharfgeschnittenen, sich nach der äußersten Schwinge hin stark verjüngenden Sensenflügel, der schlanke, silberne Leib, so fein gebaut, als wäre er vom Fisch erborgt, das eigentümliche, seitdem schon oft bewunderte Flugbild, das den Dreizack vom Meer beherrschenden Neptun hinauf ins Lustreich zeichnet, der hübsche schwimmende Flug, das wilde schrille Kreischen! Alles so fremd, so eigenartig, so grundverschieden vom Thun und Wesen unserer gefiederten Genossen. Staunend schaue ich das wirbelnde Gewoge. „Diese Vögel,“ so fällt mir plötzlich ein, „hast du auch schon irgendwo gesehen.“ Blitzschnell durchfliege ich all die avifaunistischen Erinnerungen, immer weiter führen sie zurück, zurück in meine Jugendzeit, hinaus auf meiner Heimat weites Feld, richtig, da sind sie wieder.

Es war im Vorwinter des Jahres 1869. Da brachten Bauersleute, die ihre Weizrüben verspätet heimzuführen, die Kunde in das Dorf, daß ein ungeheurer Flug seltsamer Vögel, wie sie auf dem Ratzersfeld noch gar nie gesehen worden, sich auf den leeren Rüben- und Brachfeldern weidend tummle. Das ganze Dorf sprach von dem Ereignis und erging sich in allerlei Vermutungen über Art und Herkunft der Fremdlinge. Die Alten waren ob ihnen besonders aufgeregt, denn sie sahen in ihnen schlimme Boten böser Weltgeschichte. Unser Nachbar, des Salomönlis Großvater, ein uralte schwächliche Männchen mit weißen Ringellockchen um die Schläfen, behauptete steif und fest, sie prophezeien jenen erschrecklichen Krieg, den, wie sein

Vater ihm erzählte, eine Sonnambule schon längst vorausgesagt. Am Ende des Jahrhunderts, so gehe von ihr die Sage, werde ein Krieg entbrennen, groß und schreckhaft wie noch keiner. Auf unserm weiten Felde schlagen die entzweiten Völker ihre Schlachten. Blut werde dabei fließen, daß es die Erde nicht mehr trinke und man knöcheltief darinnen waten müsse. Noch ging diese unheilvolle Weissagung wie ein böses Gespenst in unserer Gasse um, als eines Abends die Beckenhannefin, eine weitentfernte, steinalte Base, in unserer Küche Einkehr hielt. Das war zwar nichts besonderes, denn so regelmäßig wie der Schmetterlinger Wächter jede Sylvesternacht in einem frommen Spruch unsere Familie Glück und Segen zum neuen Jahre wünschte, bis ihn der Vater zu einem wärmenden Schnäpschen lud, so erschien sie Woche für Woche, um nach bitteren Klagen über die schlechten Zeitläufe und die Verderbnis der jezigen Welt eine Spende aus dem Küchekasten zu empfangen. Kaum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, so ging unter bedenklichem Kopfgewackel der Jammer los: „Nein auch, habt Ihr's auch schon gehört! Die fremden Vögel auf unserm Felde! Ach Gott, was die ausweisen! Was müssen wir noch erleben! Einen gräßlichen Sterbet, so wahr die Sterne am Himmel stehen! So stehts schwarz auf Weiß gedruckt in des Hanselis Jakob alter Chronik. In den Jahren . . ., die Zahlen kann ich weiß Gott nicht mehr behalten, so heißt's dort, haben auch ganz fremde Vögel unser Land durchflogen. Das eine Mal erfolgte darauf große Kälte, Hungersnot und gefährliche Rebellion, das andere Mal ein Sterbend und Feuerung und das dritte Mal gar schädliche Wassergüsse, zornige Strahlwetter, ein flammender Komet und zuletzt haufete ein so erschrecklicher Sterbet, daß es kaum der Hände genug gab, die Toten zu begraben.“

So wie in unserer Gasse, grub man auch im Storchwinkel, in der Schmid- und Keßlergasse, allenthalben, wo sich noch Stützen der zu Grabe steigenden Generation vorfanden, emsig nach halberloschenen Erinnerungen, längst verschollenen Sagen und vergilbten Chroniken. Boten sie ähnliche Anknüpfungspunkte und mochten sie noch so albern und dem logischen Denken zuwider sein, man brachte die fremden Vögel damit in Verbindung und mit ihrer Hülfe setzte die geschäftige Phantasie des Volks die wunderbarsten Geschichten in die Welt. Die „bestandenen“ Männer schüttelten darob lächelnd ihre Köpfe; aber von Aberglauben waren sie doch nicht frei. Unter seiner Dächlkappe grübelte mancher über den Besuch der ungebetenen Gäste nach und weil er davon nicht klüger wurde, dachte er: „Unsere Alten sind gescheidter denn wir; am Ende sind sie mit ihren Auslegungen doch im Recht.“

Nur wir Buben kümmerten uns wenig um diese unheilvollen Deutungen und um die geheimnisvolle Scheu, welche jene vor den Vögeln hatten. Sie waren da. Mochte noch so tiefes Dunkel über ihre Herkunft und ihren Namen schweben, das bedrückte unsere Gemüter nicht. Sehen wollten wir sie und wenn immer möglich, ein paar davon lebend oder tot in unsere Hände bekommen. Allerlei naive Pläne wurden für ihren Fang geschmiedet und fein ausgeklügelt. Am nächsten freien Schulhalbtage, es war an einem Freitag Morgen, rotteten sich früh die Buben unserer Gasse und einige wohlbeleumdete Genossen